

Nr. 279. Bromberg, den 3. Dezember 1931.

Das doppelte Gesicht

Roman von Max Real.

(22. Fortsetzung.

Johann Georg spürte deutlich den Hieb in diesen Worten: „In meinem Alter wechselt man die Gefühle nicht wie ein Hemd," parierte der Herzog gereizt den Hieb.

Ein leises Klopfen an der Tür unterbrach die etwas lebhaft gewordene Auseinandersetzung.

Hofmarschall von Hahn trat ein und meldete, daß die Komtesse von Hauenstein bitte, vorgelassen zu werden.

Der Herzog schob hastig das Todesurteil unter die anderen auf dem Schreibtisch liegenden Papiere. Ein nervöses Zucken ging über sein Gesicht. „Willst du nicht zuerst mit ihr sprechen? Erkläre ihr, worum es sich handelt und um welchen Preis ich Iwan Taschew freilassen will", sagte er, obwohl er seine seltsame Scheu vor dieser Unterredung als Feigheit empfand, die ihn verdroß.

Ein mitleidig-spöttischer Blick der Prinzessin fiel auf Johann Georg. „Gern, wenn du deiner Sache so wenig sicher bist. Ich an deiner Stelle würde überhaupt großmütig verzichten und die beiden dahin schicken, wo der Pfeffer wächst."

Der Herzog stampfte mit dem Fuß auf. „Nein!"

„Gut, wie du meinst", erwiderte Amalie Anna achselzuckend. Ihr konnte es schließlich gleich sein, wie Bettina und ihr Bruder miteinander fertig wurden. Ihr lag einzig daran, um Wasils willen Joachim von Erken zu retten, selbst um den Preis, daß Bettina das Opfer war.

„Rege dich nicht unnötig auf", erklärte sie. „Ich werde bei Bettina zu deinen Gunsten sprechen und ihr deinen Entschluß so schmackhaft machen, als das unter den gegebenen Umständen überhaupt möglich ist."

Sie konnte sich nicht versagen, ihrem Bruder noch diesen Nadelstich zu versetzen. Dann verließ sie das Arbeitskabinett und begab sich in den Audienzsaal, wo Komtesse von Hauenstein darauf wartete, vor dem Herzog erscheinen zu dürfen.

Dem Herzog war das Wort Verzicht, das ihm Amalie Anna hingeworfen hatte, brennend heiß auf die Seele gefallen. Warum sollte e r verzichten? Wenn einer verzichten mußte, dann war dieser eine Iwan Taschew. Er gewann dafür sein Leben und seine Freiheit. Aber Bettina? Wird sie jetzt, wo sie Iwan wiedergefunden hat, ihn, den Herzog nehmen? Und wenn ja, wird nicht ihr Herz dem verlorenen Geliebten nachtrauern und er sich ohne ihre Liebe abfinden müssen?

Alle diese Fragen wirbelten stürmisch durch seinen Kopf.

Der Hofmarschall stand noch, auf ein Zeichen harrend, daß er entlassen sei, an der Tür.

Johann Georg hatte ihn völlig vergessen. Als er ihn jetzt bemerkte, schaute er erstaunt auf ihn. „Was wollen Sie noch?"

„Ich warte auf weitere Befehle, Hoheit."

„Ich habe keine!"

Schon wollte sich Baron Hahn entfernen, als ihn der Herzog zurückhielt. „Man soll den Gefangenen hierherbringen und mit ihm im Vorzimmer warten."

Der Hofmarschall verließ das Arbeitskabinett. Ganz im geheimen atmete er tief auf.

*

Amalie Anna hatte inzwischen die Komtesse von dem Urteil des Kriegsgerichts gegen Iwan Taschew unterrichtet und war erstaunt, daß Bettina diese Nachricht so ruhig aufnahm. Sie wußte ja nicht, daß Bettina durch den Hofmarschall schon verständigt war, und diese verschwieg es, weil sie annahm, daß Hahn ihr diese Mitteilung vertraulich gemacht hatte, und sie ihn nicht in Ungelegenheit bringen wollte.

„Sie sehen also, seine Sache steht schlecht, wenn es nicht gelingt, den Herzog umzustimmen", meinte Amalie Anna und eine gewisse Besorgtheit klang aus ihren Worten.

„Gnädigste Prinzessin . . . retten Sie ihn . . . Sie lieben ihn doch auch!" flehte Bettina, während ihre Augen feucht wurden. „Retten Sie ihn für sich . . . ich will gern verzichten, wenn ich dadurch sein Leben retten kann."

Amalie Anna blickte das Mädchen mitleidig an. „Armes Kind . . . Sie werden wohl verzichten müssen . . . aber nicht zu meinen Gunsten. Ich habe meinen Irrtum bereits gestern nacht erkannt. Reden wir lieber nicht davon. Aber der Herzog besteht darauf, daß Sie das Versprechen, das Sie ihm gegeben haben, halten. Davon hängt allein das Schicksal Ihres Iwan ab."

Bettina senkte tief den Kopf, um das Weh, das sich in ihren Mienen ausprägte, nicht sehen zu lassen. „Mir ist kein Opfer zu groß . . . mein ganzes Leben gebe ich hin . . . alles . . ., wenn nur er frei wird", hauchte sie.

Die Prinzessin zog Bettina an sich. Sie war es zufrieden, sie so nachgiebig zu finden. „Lassen Sie sich umarmen . . . Sie sind ein tapferes Mädchen!"

Bettina barg ihr Haupt wie ein kranker Vogel an der Brust der Prinzessin und schluchzte leise auf.

„So groß ist Ihre Liebe?" sagte Amalie Anna bewundernd und strich ihr liebkosend über das Haar. „Ja, wer dazu fähig ist —", sprach sie mehr vor sich hin und dabei mußte sie sich zugestehen, daß sie nicht begriff, wie man für einen Mann, auch wenn man ihn liebte, solche Opfer bringen konnte. Ihrem tiefsten Wesen, ihrer leichten Natur blieb das Verhalten Bettinas etwas fast Unbegreifliches.

„Nun kommen Sie zum Herzog, Bettina", brach sie das kurze Schweigen. „Er erwartet Sie mit Ungeduld."

Das Mädchen trocknete sich rasch die Tränen.

„Vielleicht gelingt es Ihnen doch, den Herzog dazu zu bewegen, daß er Ihr Opfer n i c h t annimmt, daß er Sie mit Iwan ziehen läßt", tröstete die Prinzessin, obwohl sie selbst nicht an das Unwahrscheinliche glaubte. Und den Arm um Bettinas Schulter legend, führte sie das Mädchen an die Tür des Arbeitskabinetts. „Der Anblick Ihres Schmerzes allein müßte ihn zur Vernunft bringen."

Sie öffnete die Tür. „Hier bringe ich Bettina", rief sie in das Arbeitszimmer hinein und schob die Komtesse durch die Tür. „Ihr werdet nichts dagegen haben, wenn ich euch

allein lasse, aber ich möchte hier außen warten. Vielleicht kommst du doch noch zur Einsicht. Wenn der Handel abgeschlossen ist . . .", sie betonte das Wort mit spottender Absicht, „bitte ich, es mich wissen zu lassen. Es interessiert mich begreiflicherweise auch ein bißchen."

Der Herzog schlug heftig die Tür zu.

Amalie Anna lächelte. Mit federnden Schritten ging sie zu einem der Fenster des Audienzsaales und ließ sich dort auf einen Stuhl nieder.

Geruhsam schweiften ihre Blicke über den sonnenbestrahlten Schloßplatz und ihre Augen folgten einem jungen Menschenpaar, das unbekümmert in seinem Glück, eng umschlossen über den sonst menschenleeren Platz dahinschlenderte.

Und sie dachte an den jungen Offizier, der in ihrem Salon saß und auf sie wartete.

Dreizehntes Kapitel.

Bettina stand mit gesenktem Kopf vor dem Herzog.

„Wollen Sie sich nicht setzen?" fragte er nach einer kleinen, verlegenen Pause.

Sie schüttelte ablehnend den Kopf, ohne die Augen zu erheben.

Es war etwas Starres, Widerstrebendes in den beiden Sie fanden nicht gleich den Weg zueinander. Bettina drückten die schweren Sorgen, die über ihrem Leben lagen, und Johann Georg konnte noch immer nicht den tiefen Groll verwinden, der sich jetzt wieder stärker hervorwagte, wo er das Mädchen vor sich sah.

„Was wünschen Sie also von mir?" kam es heiser und rauh aus seinem Munde

Bettina veränderte nicht im geringsten ihre Stellung. Fast unhörbar sagte sie: „Verzeihung und Gnade, Hoheit... Verzeihung für mich... und . . . und . . . Gnade für . . .", sie vermochte in begreiflicher Scheu den Namen nicht auszusprechen. Sie fürchtete den Zorn des Herzogs von neuem anzufachen.

„Für Iwan Taschew oder Joachim von Erken," vollendete Johann Georg mit betonter Bitterkeit den Satz. „Es verdient sie weder der eine noch der andere."

Die Verkrampftheit löste sich ganz allmählich von Bettinas Seele. „Ich rechne auf Ihre Großmut . . ." und ganz leise, wie ein zarter Windhauch, der kosend über Blätter und Blüten streicht: „und auf Ihre einstige Liebe zu mir."

„Bettina, warum haben Sie mich belogen?! Getäuscht?" stieß er schroff hervor.

„Konnte ich denn anders, wenn ich ihn nicht verraten wollte?" erwiderte sie mit halber Stimme. „Mein Gott, können sich Hoheit nicht in meine Lage hineindenken? Was es für mich war, als ich Iwan wieder sah? Glauben Sie, daß eine andere in der gleichen Lage stärker gewesen wäre als ich? Glauben Sie, Johann Georg, daß man in wenigen Monaten vergessen kann, was einem einmal Lebensinhalt war? Ich habe Ihren Zorn verdient, lassen Sie ihn mich fühlen, wenn Sie nicht verzeihen können, aber laden Sie nicht die furchtbare Schuld auf meine schwachen Schultern, daß ich sein Unglück und seinen Tod verursacht habe!"

Der Herzog lehnte, die Arme verschränkt, am Schreibtisch. „Sie meinen also, ich soll ihn begnadigen und ihm die Freiheit schenken?" fragte er und ließ sie nicht aus den Augen.

Bettina hob rasch den Kopf. Ihr Herz begann lebhaft zu schlagen. Eine leise Hoffnung sprach aus ihrem Gesicht.

„Und was würden dann Sie beginnen, wenn ich Iwan Taschew freiließe?" forschte er lauernd.

„Was Hoheit zu befehlen für gut finden", antwortete sie mit schlichter Größe, die Johann Georg rührte.

Er schritt ein bißchen unbeholfen auf sie zu und nahm ihre zitternde Hand. „Bettina, ein jeder Mensch lebt unter seinem Gesetz, das uns die Richtung unseres Daseins vorschreibt und an das wir uns halten müssen", begann er mit Wärme. „Wir bedürfen nun einmal einer Stütze auf unserem Lebensweg, um nicht in die Tiefe zu stürzen."

Er hielt einen Augenblick inne, als suche er einen geeigneten Übergang zu dem, was er eigentlich sagen wollte. Dann fuhr er fort: „Dieses Gesetz schreibt mir vor, den Weg zu gehen, den ich jetzt gehen will. Sie sagten vorhin, ich könnte vielleicht verzeihen, weil ich Sie liebte. Sie mögen recht haben. Liebe vermag viel . . . fast alles, und ich will Ihnen gestehen, ich liebe Sie trotz allem noch."

Als habe er zu viel seines innersten Gefühls geoffenbart, fügte er hart und vorwurfsvoll hinzu: „Auch wäre es für mich blamabel, unsere gestern erst verkündete Verlobung aufzuheben. Ich bin deshalb bereit, Iwan Taschew zu begnadigen und ihn lediglich des Landes zu verweisen unter der Bedingung, daß zwischen uns alles beim alten bleibt."

So hoch der Preis war, den sie für Iwans Freiheit und Leben bezahlen mußte, sie willigte ein im freudigen Bewußtsein, ihn gerettet zu haben. „Johann Georg, wenn Sie mich noch für würdig halten und mit dem zufrieden sind, was mein armes, gequältes Herz zu bieten vermag . . ."

In ihm kroch wieder die Eifersucht hoch. „Sie nehmen meine Bedingung wohl nur deshalb an, um ihn zu retten?" sagte er hochmütig und die Muskeln in seinen Wangen zuckten. „Ich bin für Sie nur das notwendige Übel?"

Bettina legte ihre Hände auf seinen Arm und sah ihm fest ins Gesicht. „Hoheit, eine Frau wird immer mit Hochschätzung und Verehrung zu dem Mann aufblicken, der sich ihr großmütig gezeigt hat."

Da übermannte seine mühsam beherrschte Leidenschaft alle Schranken. In wild ausbrechender Hast umschlang er Bettina und bedeckte wie ein Verhungernder ihren Mund, ihr Gesicht und ihren Hals mit verzehrenden Küssen.

Bettina hing wie leblos, mit geschlossenen Augen in seinen Armen und ihre Gedanken waren fernab bei Iwan Taschew.

*

Inzwischen hatte die Prinzessin im Audienzsaal eine unerwartete Begegnung.

Sie ging eben etwas ungeduldig über die langdauernde Unterredung der beiden und besorgt um deren Ausgang auf und ab, als der Schloßhauptmann mit Joachim von Erken eintrat.

Amalie Anna war ein wenig betroffen, als sie Joachim gegenüberstand.

„Hoheit haben befohlen, den Gefangenen hierherzubringen und hier weitere Weisung abzuwarten", meldete der Schloßhauptmann in dienstlicher Haltung, als wollte er die Begegnung des Rittmeisters mit der Prinzessin entschuldigen.

Erken wandte stumm den Kopf zur Seite.

Drückendes Schweigen — — —

Amalie Anna fühlte, daß sie irgend etwas sagen mußte. Irgend etwas Tröstliches. „Fassen Sie Mut, wir alle tun, was in unserer Macht steht, um Sie vor dem Schrecklichen zu bewahren."

„Ich danke Ihnen allen", antwortete Erken mit schwachem, mattem Lächeln, aus dem keine Hoffnung sprach.

Aber dieses Lächeln erinnerte die Prinzessin plötzlich an den Oberleutnant Wasil. Der hatte die gleichen Grübchen in den Wangen, wenn er lächelte.

Und aus dieser Erinnerung heraus sagte sie ganz leise, so daß es der Schloßhauptmann, der etwas zurückgetreten war, als die Prinzessin Erken ansprach, nicht hören konnte: „Was sagen Sie nur dazu, Ihr Bruder hat mich gebeten, dafür zu sorgen, daß er an Ihrer Stelle erschossen wird."

„Mein Bruder . . . Sie . . . Sie wissen, daß Wasil mein Bruder ist?!" fragte Erken betroffen.

Amalie Anne nickte lebhaft „Er hat sich den abenteuerlichsten Plan ersonnen, um Ihnen zu helfen. Er ist ein reizender Mensch. Und so etwas wie ein Held."

Immer schon hatte Erken gefürchtet, sein Bruder möchte in das Verhängnis, das über ihn, den Älteren, hereingebrochen war, mit hineingezogen werden. Jetzt sah er plötzlich, als ob die Dunkelheit seiner Seele erleuchtet worden wäre, einen Weg, wie Wasil aus diesen Wirren herauszuführen war.

Er trat noch etwas näher an die Prinzessin heran. „Daß Gregor alles daran setzen würde, für mich irgendwie einzuspringen, habe ich voll Sorge erwartet. Selbstverständlich darf er um keinen Preis etwas unternehmen, das mir nichts nützen würde, ihm aber das gleiche Los zuteil werden ließe wie mir."

(Fortsetzung folgt.)

Vogel Ruhelos.

Von Tulio Febres Cordero.
(Deutsche Bearbeitung von Carolus Asper.)

Geheimnisvoller Vogel, der du fliegst und fliegst, ohne jemals zu rasten, ruheloser Vogel, flüchtig wie kein anderer, im Wehen der Winde. über den Quellen, über den Flüssen und Strömen, rund um die Welt!

Kennt ihr ihn? Der arme Sterbliche verehrt ihn gleich einer Gottheit. Das Herz von froher Hoffnung geschwellt, eilt er ihm nach, zerreißt sich die Füße auf steinigem Pfad, bietet den größten Gefahren die Stirn. Wunder des Geistes und der Technik vollbringt er, den Flüchtigen einzuholen, aber der Vogel fliegt und fliegt!

Im Traume glaubte ich einst, ihn in Händen zu halten. Ich drückte ihn an meine Brust, barg meine glühende Stirn im Geleucht seiner Schwingen und fragte mit bebenden Lippen: „Wer bist du?"

Und mit einer Stimme wie die Musik einer himmlischen Harfe antwortete der geheimnisvolle Vogel: „Ich bin alt wie die Welt. Ich lag in der Hand des ersten Menschen; aber als er Gott zuwider handelte, floh ich entsetzt mit ihm aus dem Paradiese. Seitdem fliege ich ruhlos über das Antlitz der Erde, ohne mich jemals niederzulassen."

„Aber wie ist dein Name?"

„Ich bin das Glück."

Rauschend entglitt er meinen Händen und flog und flog . . .

Tiere als Verbrecher.

Von M. A. v. Lütgendorff.

Vor einigen Jahren berichteten die amerikanischen Blätter von einem eigenartigen Fall. Ein Mann, der sich als Tierhändler ausgab, verschiffte von Zeit zu Zeit große Schlangen nach dem Kontinent, was denn auch weiter nicht aufgefallen wäre, wenn nicht zufällig einmal ein Zollbeamter den Schlangenkäfig betrachtet und da eine kleine Metallkapsel gesehen hätte, die neben der Schlange lag. Er ließ die Kapsel heraus holen und öffnen und siehe, da fand sich, daß sie, sorgsam eingebettet in eine schützende Hülle, eine Anzahl von Diamanten von reinstem Wasser enthielt. Allem Anschein nach hatte die Schlange die Kapsel verschlungen, sie aber, da sie sich natürlich nicht verdauen ließ, wieder von sich gegeben. Als man der Sache nachforschte, ergab sich, daß es sich wirklich so verhielt und der Besitzer der Schlange auf diese Weise, das heißt, indem er dem Tier die mit Fleisch umwickelte Kapsel zu fressen gab, die Juwelen durch die gefährlichen Zollstationen schmuggelte. Diesmal hatte er nur das Pech gehabt, daß die Schlange sich der Kapsel zu früh entledigte.

Ein anderer Fall. Es war kurz nach dem Weltkriege, als dem Direktor einer Londoner Großbank, einem eifrigen Käfersammler, von einem angeblich aus Java kommenden Mann ein prachtvoller lebender Chalkosoma-Käfer, einer jener Riesenkäfer, die bis zu zehn Zentimeter lang werden, angeboten wurde. Der Direktor war nicht abgeneigt, das schöne Tier zu kaufen, schrak aber zurück, als er hörte, daß der Käfer fünfhundert Pfund kosten solle. Auf seine Frage erklärte der Mann, der Käfer wäre sogar noch mehr wert, er wolle es ihm beweisen und bitte ihn daher, mit ihm zusammen zur Hauptkasse der Bank zu gehen, ihm aber vorher eine Summe zu bewilligen, da er einen neuen Trick vorführen werde. Der verblüffte Direktor willigte ein und sah zu seinem Erstaunen, daß der Mann nunmehr an das große Kopfhorn des Käfers einen feinen Faden band und hierauf das Tier am Faden hängend über die Glasschranke des Bankschalters herunter ließ, genau dahin, wo Stöße von gebündelten Banknoten lagen. Das geschah alles ganz unauffällig. Aber schon nach wenigen Minuten hatte sich der Käfer mit seinen kräftigen Beinen in die Umschnürung eines Päckchens verwickelt, worauf der Mann ihn sogleich in die Höhe zog und blitzschnell das Banknotenpäckchen in seiner Tasche verschwinden ließ. Lächelnd zog er es dann wieder heraus und überreichte es zugleich mit dem Käfer dem Direktor, der ihm denn auch die vereinbarte Summe sofort auszahlte, zugleich aber auch den Befehl gab, daß die Banknoten von nun an an einer Stelle aufbewahrt werden müßten, wo sie selbst dem geschicktesten Chalkosomabesitzer nicht zugänglich wären.

Im Gegensatz zu der Schlange des amerikanischen Schmugglers, die sozusagen nur passiv an dem Schwindel mitwirkte, tritt der Käfer, wenn auch natürlich ganz unbewußt, bereits aktiv handelnd auf, und solcher Vorkommnisse, in denen Tiere dem Menschen als Werkzeug bei einem Verbrechen dienen müssen, gibt es nun in großer abwechslungsreicher Menge. Am häufigsten kommt es vor, daß Hunde zum Stehlen abgerichtet werden. So wurde erst vor kurzem in Paris ein junger Bäcker verhaftet, der seinen Hund mit vieler Mühe darauf dressiert hatte, in Fleischerläden Fleisch und Würste, ja selbst kleines Wildpret und Hühner zu stehlen, was der Hund so vorzüglich ausführte, daß er volle acht Monate hindurch seinen Herrn mit Fleisch aller Art versorgte. In Zweibrücken kam ein ähnlicher Fall vor Gericht; nur war der Hund hier abgerichtet, Kaninchenställe auszuplündern, die kleinen Hasen zu töten und sie dann seinem Herrn abzuliefern. Diesen an sich weniger bedeutsamen Diebstählen steht jedoch ein Fall gegenüber, der sich vor wenigen Jahren in Amsterdam abspielte und damals großes Aufsehen erregte. In das Geschäft eines Juweliers war ein ihm unbekannter, von einem kleinen Hund begleiteter, fein gekleideter Herr getreten, der sich Ringe zeigen ließ, dann aber, ohne einen gewählt zu haben, wieder fortging. Als der Juwelier hierauf seinen neben dem Laden liegenden Kontorraum wieder betrat, erschrak er aufs heftigste, denn es fehlten zwei überaus kostbare Brillanten, die er auf seinem Schreibtisch hatte liegen lassen, als er, um den Kunden zu bedienen, in den Laden gegangen war. Sofort holte man einen bekannten Detektiv herbei, der zu seinem Erstaunen in einer Ecke des Ladens den kleinen Hund, der den Kunden begleitet hatte, zusammengekrümmt und bereits halbtot entdeckte. Der Detektiv, den Zusammenhang ahnend, ließ den Hund töten, und da fanden sich denn tatsächlich im Magen des Tierchens die beiden Diamanten, die es verschluckt hatte, worauf es dann so schnell erkrankte, daß es den Laden nicht mehr verlassen konnte. Offenbar war das Tier darauf dressiert, Edelsteine zu verschlucken.

Wer in solchen Fällen als der Schuldige allein in Betracht kommt, versteht sich in der modernen Rechtspflege von selbst. In früherer Zeit aber hätte man unweigerlich auch das betreffende Tier vor die Gerichtsschranken zitiert, es verurteilt und das Urteil an ihm vollzogen. Gab es doch eine Zeit, da man ebenso wie gegen Menschen auch gegen Tiere lange und ernsthafte Prozesse anfing, lange Akten mit ihren Untaten füllte und erregte Verhandlungen führte, um ihre „Verbrechen" zu beweisen. Die Strafen, zu denen die angeklagten Tiere verurteilt wurden, entsprachen gewöhnlich der Schwere des Verbrechens, es kam aber doch meist zur Todesstrafe. Im Jahre 1572 wurde ein Schwein, das ein kleines Kind getötet hatte, zum Tode durch den Strang verurteilt; sechs Jahre später mußte eine Kuh ihre Untat, einen Menschen getötet zu haben, dadurch büßen, daß sie auf dem Richtplatz geschlachtet wurde, worauf man ihren Kopf an den Schandpfahl steckte. Und im Jahre 1314 war ein Ochse der Tötung eines Menschen bezichtigt worden und mußte auf dem Galgen sein Leben lassen. Am bekanntesten ist ja der Fall geworden, der sich im Jahre 1474 auf dem Kohlenberge bei Basel abspielte. Ein Hahn war angeklagt, ein — Ei gelegt zu haben, weshalb er vor Gericht geladen, zum Tode verurteilt und die Hinrichtung auch feierlich vollzogen wurde. Das Mittelalter mit seinen dunklen mystischen Vorstellungen, in denen sich der gesunde Menschenverstand so schwer zurecht finden konnte, war auch die eigentliche Zeit der Tierprozesse. Sie haben sich aber merkwürdig lange erhalten. In Deutschland bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts, wo als das letzte Opfer im Jahre 1685 bei Eschenbach in Bayern ein Wolf, der die ganze Umgebung geängstigt hatte, an einem Galgen aufgehängt wurde; in Frankreich sollen noch in den Jahren 1793 und 1845 Tierhinrichtungen stattgefunden haben.

In Südslawien aber hat man sogar noch in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts öffentliche Strafen an Tieren vollzogen. Ein Kenner der slawischen Volksgeschichte — Kreuß — berichtet, daß man noch im Jahre

1864 in Montenegro ein Schwein, das einem Kinde die Ohren abgebissen hatte, zum Tode verurteilte und hinrichtete und daß ferner im Jahre 1866 in einem Dorfe Slawoniens eine große Heuschrecke wegen Feldschadens von den Bauern gefangen und zum Tode des Ertrinkens verurteilt wurde.

Wie man heute Tiere, die sich „wider die Justiz“ vergehen, behandelt, haben erst in allerjüngster Zeit die Amerikaner wieder bewiesen. Im Yosemite-Naturschutzpark, wo auch die Bären den gesetzlichen Schutz genießen, kam es ein paar mal zu recht unangenehmen Vorkommnissen. Die Bären, die sich in ihrer Freiheit allzu wohl fühlten, hatten nämlich nicht nur parkende Autos ausgeraubt, sondern auch öfters Menschen angefallen, und da hieß es nun denn doch Abhilfe schaffen. Töten durfte man die Bären nicht, aber man konnte sie immerhin verbannen. Sie wurden also zuerst in eine Falle gelockt, wo man jedem der „Verbrecher“ einen großen, hellen Farbenfleck aufs Fell malte und ihn dann in einem Auto in einen Teil des Nationalschutzgebietes schaffte, der wenig von Menschen besucht wird. Falls nun aber doch einer der Bären wieder in das alte Gebiet käme, so würde man ihn schnell genug an seinem Farbenfleck als „Gezeichneten“ erkennen und schleunigst wieder in seine Verbannung zurück befördern.

Miniaturen.

Von Johannes Schlaf.

Symphonie.

Im Dahinbrausen dieser gewaltigen Symphonien, die ich da höre, sind viele Tonkombinationen; viele, o, viele!
Adagio, Andante, Allegro, Scherzo, Dissonanzen, Forti, Piani, Stakkati, Pizzikati, Synkopen, o, was weiß ich!
Und was alles für nüancierende Instrumente!
Welch' ungeheure, rhythmisch bewegt wechselnde Mannigfaltigkeit!
Sie stellt schon ihre Anforderungen an dich.
Doch könntest du sie aus dem monotonen Surren zweier Mückenflügelchen heraus hören.

Sonnenkringel.

Im ländlichen Gasthausgarten sitzen wir,
Nach einem Spaziergange,
Bei einer Tasse Kaffee.
In einer alten, vielhundertjährigen Linde raunt
Der Wind und Bienengetön.
Und wir sehen nur so zu,
Wie auf der alten, gelben Hauswandtünche
Die Sonnenlichter mit blauen Schatten spielen.

Hagebutten.

Durchs Herbstfeld geh' ich.
Am Wegrand zwischen vergilbtem Gras
Letzte gelbe, weiße, rote, blaue Blünchen.
Durchs Herbstfeld;
Umhaust vom einsamen Sonnenwind,
Unter großen, sehr weißen, ziehenden Wolken;
Ein Volksliedchen in der Seele.
Von einem Heckenrosenbusch
Pflück ich mir ein Reislein
Mit ein paar großen, rotleuchtenden Hagebutten dran.
Im Weitergehen seh' ich sie mir immer so an.
Das genügt mir völlig.

Nach dem Tode.

Ich weiß nicht, was nach dem Tode kommt.
Die Aussagen darüber sind so verschiedene.
Manche entwerfen ja eine ganze, sehr ausführliche und, scheint's, genau beschlagene „Topographie des Jenseits“.
Oder wissen bis ins kleinste hinein über das Leben und die Erlebnisse der „Geister“ Bescheid.
Wodurch sie das aber auch immer für verbürgt erachten mögen,
Und selbst wenn ihre Aussagen die durchaus unbeanstandbare Wahrheit offenbarten:
Es kann dir — und wird dir tatsächlich — nach deinem Tode,
Wo und wie du dich nach ihm in deiner unveräußerlichen Ewigkeit auch wiederfindest,
Schlechterdings kein wesentlicheres Erlebnis werden
Als das, was dir vor deinem Hingang, hier, im Diesseits, schon geworden:
Das Erlebnis, und (im besonderen, auserlesenen, günstigsten Falle) die Erkenntnis, das Gewahrwerden,
Daß du **mit** Gott und **in** Gott ein **Seiender** bist.



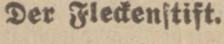
Bunte Chronik

*** Scheintote Bakterien.** Im letzten Jahre des Weltkrieges ist ein österreichischer Soldat bei einer Dynamitexplosion am linken Arm verletzt worden. Die Wunde war sehr verunreinigt. Die Ärzte gaben trotzdem die Hoffnung auf die Erhaltung des Armes nicht auf und behandelten die Wunde mit einem Starrkrampfserum. Glücklicherweise trat keine Komplikation ein. Nach einigen Wochen heilte die Wunde. Jetzt, nach 14 Jahren, erhielt der Soldat, der inzwischen Maschinenarbeiter geworden ist, einen schwachen Stoß von dem Maschinenhebel an derselben Stelle seines Armes, die einmal verwundet war. Der Mann, der im Laufe der ganzen Zeit nichts von seiner Verletzung merkte, wurde plötzlich von einem schweren Starrkrampf befallen. Er ist sofort in ein Krankenhaus gebracht und einer Operation unterzogen worden. Man fand einen winzigen Splitter im Arm. Bei der mikroskopischen Untersuchung des aus dem Arm herausgezogenen Metallsplitters konnten virulente Starrkrampfbazillen festgestellt werden. Dieser Fall erregte in den medizinischen Kreisen größtes Aufsehen. In der Wiener klinischen Wochenschrift stellt Dr. Walter Ernst die Vermutung auf, daß das im Jahre 1917 eingespritzte Serum die Starrkrampfbakterien nur betäubt hatte, ohne sie zu töten. Der Stoß bewirkte nach 17 Jahren die Wiederauflebung der scheintoten Bazillen. Der ungewöhnliche medizinische Fall ist ein Beweis für die Lebensfähigkeit und Widerstandskraft der Starrkrampfbakterien im menschlichen Körper, dieser gefährlichen Feinde des Menschen.

Lustige Rundschau



Der Fleckenstift.





„Meine Herrschaften, dieser geniale Stift bringt jeden Flecken, wo er auch sei, heraus!! Junge, zeig' mal, wo hast een Fleck. Was, du hast keinen?!“
„Ach, jawoll ja — hier hab' ick eenen Leberfleck!!!“

*** Jugend von heute.** „Kannst du mir einen Fragesatz nennen, Willy?“ — „Ja! Was machst du denn mit dem Knie, lieber Hans?“ —

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke**; gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann T. z o. p.**, beide in Bromberg.